

DEUTSCHE BAUZEITUNG

58. JAHRGANG * № 85 * BERLIN, DEN 22. OKTOBER 1924

HERAUSGEBER: PROFESSOR ERICH BLUNCK, ARCH.
SCHRIFTFLEITER: REG.-BAUMEISTER a. D. FRITZ EISELEN.

Alle Rechte vorbehalten. — Für nicht verlangte Beiträge keine Gewähr.

Zum Fassadenwettbewerb der Deutschen Allgemeinen Zeitung.

Von Reg.-Baumeister Gerhard Wohler, Charlottenburg.



Der Begriff der Fassade ist mit dem eingebauten Haus verknüpft und wohl auch mit ihm erst entstanden. Auf den antiken Tempel beispielsweise ist seine Anwendung unmöglich. Wir sprechen höchstens von einer Tempelfront. Auch der gotische Dom hat für uns, streng genommen, keine Fassade, sondern er hat eine Westfront und daneben noch eine Nord-, Süd- und Ostfront. Wir meinen, wenn wir von Fronten sprechen, die aus dem Innern des Gebäudes, seiner Raumgestalt, klar nach außen in logischer Folgerung entwickelten, sozusagen gewachsenen vertikalen Begrenzungen des Raumes, die meistens durch irgendein besonderes Moment (ein Portal, einen dahinterliegenden Saal usw.) Bedeutung gewinnen; ist das nicht der Fall, dann sprechen wir ganz einfach von einer „Seite“ des Gebäudes (Westseite, Rückseite usw.). Wir fühlen, daß gleichsam die natürliche und echte Schönheit eines nackten Körpers zu uns spricht und erst, wenn dieser Körper sich nach einer bestimmten Seite hin und mit einer bestimmten Absicht ein Kleid umhängt, um nun nicht mehr zu zeigen, was er ist, sondern was er zu sein scheinen will, erst dann sprechen wir von einer Fassade. Eine „Front“ hat nach unserem Gefühl Schwestern, dagegen empfinden wir die Fassade als etwas Einmaliges und haben den Beigeschmack der Unzulänglichkeit, sobald wir auch an die anderen raumumgren-

zenden Wände denken, die gewöhnlich verkümmert sind. So geschieht es denn heute leicht, daß sich für Denjenigen der nicht ganz fühllos baulichen Leistungen gegenübersteht, bei dem Begriff der Fassade als Gegenempfindung die Vorstellung von Brandmauern einstellt. Die Zeit liegt aber noch nicht lange zurück, wo Berufene und Unberufene, mehr aber Unberufene, ihren Stolz darin sahen, herrliche Fassaden für die damals alltägliche Angelegenheit eines groß-, mittel- und nicht selten auch kleinstädtischen Zinshauses zu schaffen und damit Beifall fanden. Mag ein solches Zinshaus auch ein sehr vornehmes Gebäude gewesen sein, es blieb schließlich in Wahrheit ein Zinshaus; aber immer wurde durch die vorgesetzte Fassade daraus ein Palast, das war selbstverständlich. Eine gewisse Spezies von Fachgenossen, die vielleicht noch nicht einmal ganz ausgestorben ist, war darauf abgerichtet, mit einer fabelhaften Routine derartige Fassaden auf das Papier zu zaubern.

Wer sich einmal dazu entschließt, durch die Trostlosigkeit eines Berliner Zinshausviertels, ohne es zu müssen, beobachtend seine Schritte zu lenken und sich in die teils öde, teils aufwendige und bei allem Aufwand doch ausdruckslose Architektur der Schauseiten zu vertiefen, der wird unschwer die Grenze finden, wo die letzten Spuren des Echten verschwinden und die faustdicke Lüge beginnt. Es gab zunächst eine Zeit, wo eine noch nicht



Abb. 1. I. Preis. Verfasser: Prof. E. Fahrenkamp - Düsseldorf.

unbescheidene renaissanceistisch-klassizistische Norm den Zinshaustypus noch schlecht und recht verkörperte (die Gründerzeit hatte noch nicht begonnen); bis schließlich jene üppig ins Kraut schießende Talmiarchitektur, vor der wir ganz besonders schauern, die Tatsache „Zinshaus“ um jeden Preis zu verschleiern suchte, ohne daß es ihr gelang.

Die Presse verkörpert Macht, und die Ausübung dieser Macht verpflichtet gleichzeitig zu Verantwortlichkeit. Soll dafür ein architektonischer Ausdruck gefunden werden (gleichgültig, ob es sich um einen Baukörper oder um eine Fassade handelt), so darf er nicht blenden wollen, wie das die Amerikaner bei ihrem Geschäftshaus für die „Chicago



Abb. 2. Die bisherigen Fassaden der Verlags-, Redaktion- und Druckereigebäude in der Wilhelmstraße.

Die Straßenwände der südlichen Wilhelmstraße in Berlin erhalten im wesentlichen durch den älteren Typus ihr Gepräge, der uns in dem linken und einfachsten von den drei Geschäftsgebäuden der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ (Abb. 2 hieroben) in einem guten Beispiel entgegentritt. Wir befinden uns hier in dem sogenannten Zeitungsviertel von Berlin; die City hat auch auf diesen Straßenzug übergegriffen, und aus den Wohnungen sind Büro- und Geschäftsräume geworden.

Die Schaufenster geben infolgedessen keine Vorstellung mehr von dem, was hinter ihnen steckt; wir können es den drei Häusern Wilhelmstraße 29/32 nicht ansehen, daß sie die Verlags-, Druckerei- und Redaktionsgebäude der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ darstellen, und damit tritt hier der entgegengesetzte Fall dessen ein, was soeben geschildert wurde: Während eine repräsentierende Fassade beim Zinshaus eine verkehrte Situation schafft, wird sie hier zur Notwendigkeit. Man soll an sich der Repräsentation keine zu große Bedeutung beimessen. Für Stätten, wo gearbeitet wird, ist sie überflüssig, und auch bedeutende Einzelunternehmungen in der Großstadt sollten in dieser Beziehung enhaltsamer sein, als dies leider oft der Fall ist. Hier handelt es sich aber um die geschäftliche Zentrale sowie gleichzeitig und vor allem um das geistige Zentrum einer unserer bedeutendsten Tageszeitungen, das nach sichtbarem Ausdruck verlangt und sich selbst verneint, wenn es ihn nicht findet, und da der ganze Apparat der Zeitung infolge einer zwangsläufigen Entwicklung als etwas ganz Neues in einem fremden und uneinheitlichen Gehäuse sitzt, ist es selbstverständlich, daß er sich mit einer großzügigen Fassade ein einheitliches, ihm angemessenes Gesicht schafft.

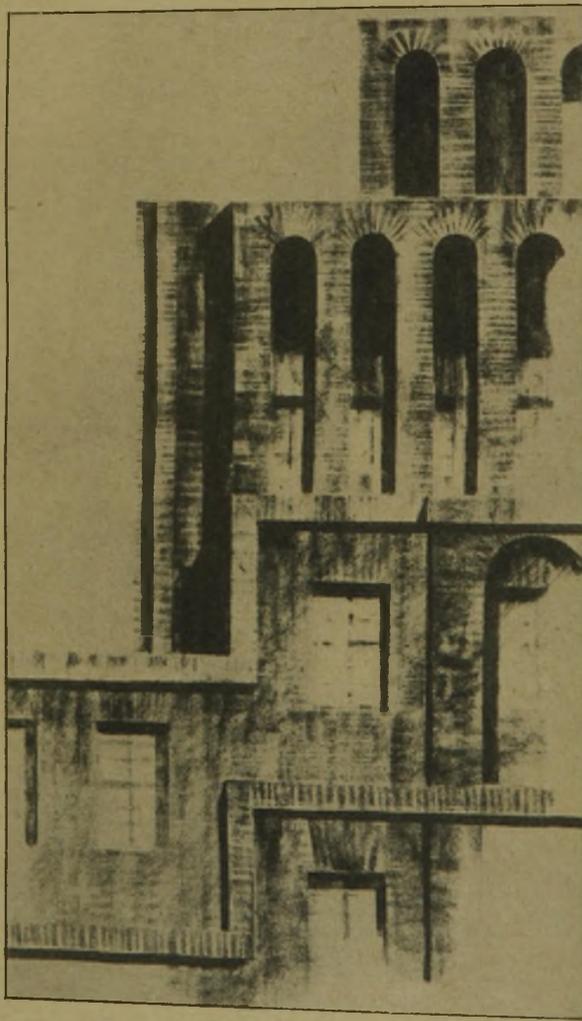


Abb. 3. Einzelheit zum Entwurf in Abb. 1, S. 557.

Tribüne“ mit dem Anspruch des schönsten Geschäftshauses der Welt nur allzu deutlich forderten; aber man wird verlangen, daß er neben monumentaler Würde (als Machtausdruck) ernste Sachlichkeit durchfühlen läßt und aus der Zeit herauswächst.

Die in der Wilhelmstraße zu lösende Aufgabe war daher würdig eines Wettstreits aller deutschen Baukünstler, denen denn auch ohne Einschränkung das Preisausschreiben der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ zur Erlangung von Entwürfen für die neue Fassade*) erfreulicherweise allgemein offen stand. Wie sehr die Aufgabe dieses Wettbewerbes eine Aufgabe unserer Zeit ist, erwies die überaus starke Beteiligung. Weit mehr als 500 Entwürfe, eine Zahl, die wohl bisher kaum oder doch sehr selten bei einem Wettbewerb erreicht worden ist, waren eingelaufen, so daß die Arbeit des Preisgerichts, sämtliche Entwürfe zu sichten und durch immer engere Auswahl schließlich die bedeutendsten, für die Zuteilung der Preise in Frage kommenden herauszuziehen, nicht leicht gewesen sein mag.

Dem Preisgericht gehörten Prof. Peter Behrens, Prof. Erich Blunck und Geh.-Rt. Ludwig Hoffmann an.

Die drei Fassaden, von denen auszugehen war, sind im Charakter nicht allzu verschieden (vgl. Abb. 2 hieroben). Für die Neugestaltung ist von Bedeutung, wie die Fensteröffnungen in der Fläche verteilt sind. Die Achsenaufteilung ist über sämtliche drei Fassaden ziemlich gleichmäßig; dagegen sind die Fensteröffnungen in ihren Abmessungen abweichend, was jedoch, wie das Wettbewerbsergebnis zeigt, nicht so stark ins Gewicht zu fallen braucht. Entscheidend ist aber die

*) Vgl. No. 32/34, S. 176 und Entscheidung No. 76, S. 496. —

unterschiedliche Höhenlage der Fenster, die einer durchgehenden Horizontalgliederung hindernd im Wege steht; aber die Stockwerkshöhen des linken und des rechten Hauses entsprechen sich ziemlich genau, während das mittlere Haus die beiden anderen in den Stockwerkshöhen überragt (im 3. Stockwerk bereits um ein halbes Geschöß). Im ganzen ist damit eine gewisse Symmetrie der Gebäudegruppe von vornherein gegeben.

Von den beiden Möglichkeiten einer Fasadenaufteilung ist die senkrechte Gliederung immer die einfachere. Sie ist immer monumental, entwicklungsfähig und bequem. Im vorliegenden Falle bieten vertikale Glieder bei kräftiger Ausbildung die Möglichkeit, die Verschiedenheit der Stockwerkshöhen dem Gefühl des Beschauers zu entziehen. Aber ein entschiedener Vertikalismus bringt in die Wilhelmstraße ein ganz neues Element, und trotz der repräsentativen Eigennote, die ein Pressegebäude von der

Bedeutung desjenigen der „DAZ“ für sich beanspruchen kann, darf die Rücksichtnahme auf die Umgebung gerade hier nicht außer Acht gelassen werden. Die Wilhelmstraße hat in ihrem nördlichen Teil einen sehr einheitlichen Charakter, wie wir ihn in Berlin an anderer Stelle nicht so leicht finden. Die ruhige und strenge Vornehmheit dieses Straßensbildes ist traditionell. Sie setzt sich, wenn auch nicht mehr so ausgesprochen, über die Leipziger Straße hinweg noch nach Süden fort und ist im

Prinz-Albrecht-Palais, schräg gegenüber von den Gebäuden der „DAZ“, noch einmal besonders betont. Diese Gesamthaltung der Straße hat architektonisch (zum mindesten für unsere Vorstellung) eine überwiegend horizontale Tendenz, die wir mit Rücksicht auf den zu erhaltenden Charakter der Wilhelmstraße, gerade bei Bereicherung um eine bedeutende Schauseite, beibehalten wissen wollen. Selbstverständlich soll deshalb nicht auch die architektonische

Formensprache im Traditionellen stecken bleiben. So sehr ist ein städtebaulicher Gesichtspunkt von formalen Dingen nicht abhängig.

Die Gebäude der „DAZ“ liegen nicht unmittelbar im Blickpunkt der Anhaltstraße. Eine Mittelbetonung wäre daher wegen der Sicht aus der Anhaltstraße nicht erforderlich; denn erst beim Verlassen der Anhaltstraße erschließt sich der Blick auf die Gebäude.

Die aus der Fülle der Entwürfe durch Erteilung eines Preises oder durch Ankauf herausgehobenen Arbeiten führen uns beide Möglichkeiten einer Lösung, sowohl die mit der überwiegend wagerechten, wie die mit der überwiegend senkrechten Gliederung vor Augen, und es ist nicht schwer zu entscheiden, was man sich in die Wilhelmstraße hineinwünscht, was nicht.

Der mit dem I. Preis ausgezeichnete Entwurf des Prof. E. Fahrenkamp-Düsseldorf (Schaubild, Abb. 1 auf S. 557 und Einzelheit, Abb. 3 auf S. 558) vermeidet jedes Kompromiß. Rechter und linker Bau sind gleich

ausgebildet und haben schmucklos rechteckige Fensteröffnungen, während der Mittelbau mit seinen ganz anderen Höhenlagen andere, rundbogige Fenster erhält, vor allem aber durch eine straff gegliederte und stark aufstrebende große Blende, die, wie die ganze Fassade, in Backstein gedacht ist und im Charakter den großartigen Blendgiebeln der mittelalterlichen nordischen Backsteinkunst verwandt ist, sehr energisch und nicht ohne eine gewisse Härte herausgehoben ist. Fahrenkamp gliedert wagerecht und erzielt damit den Einklang mit der Umgebung. Die sehr kräftigen wagerechten Bänder wirken am stärksten und lassen unerwünschte Verschiedenheiten zwischen Links und Rechts nicht zum Bewußtsein kommen. Während diese Bänder in harter Knickung auf den Mittelbau übergeführt werden und damit gleichzeitig sowohl verbinden, wie auch die andersartige Struktur des Mittelbaues betonen, werden sie außerdem dazu benutzt,

um die Vertikalendenz des Mittelbaues von unten nach oben zu der aufgesetzten Blende geschickt zu steigern. Das Erdgeschoß ist mit einer Reihung gleichmäßiger Rundbögen und dem darüberliegenden Band der ruhige wagerechte Unterbau, über dem der Mittelbau Leben gewinnt. Die halbierende senkrechte Linie der Vorlage in der Mitte wünscht man sich fort, und statt in eine Zweiheit sähe man die Blende lieber in eine Dreiheit ausklingen; aber auch hier scheint sich der Verfasser sehr konsequent an die einmal vorhandene Struktur gehalten zu haben. Die ganze Fassade soll offenbar in Backstein vorgeblendet werden, so daß sich die Leibungsflächen noch vertiefen und die Schatten stärker werden. Die Lösung vereinigt Würde und Kraft mit einer einfachen Vornehmheit, die dem Ort und der Aufgabe gemäß ist und spielerischen Formalismus beiseite läßt. Zeitgedanken vereinigen sich in ihr mit Traditionsgedanken, die in einer geistigen Verwandtschaft zu mittel-



Abb. 4. Ein II. Preis. Verfasser: Arch. Walter Kremer-Duisburg-Ruhrort.

alterlicher Monumentalarchitektur sich ausdrücken.

Von dem gleichen Verfasser stammt ein zweiter Entwurf, der mit einem III. Preise ausgezeichnet wurde (Abb. 5, S. 560). Dieser Entwurf hat auf den ersten Blick etwas ungemein Elegantes und Bestechendes und scheint dem soeben geschilderten Entwurf in bezug auf die ästhetische Ausgeglichenheit der Flächengliederung überlegen. Das Erdgeschoß als Unterbau mit einem abschließenden wagerechten Band entspricht dem des ersten Entwurfes. Darüber aber schießen in der Mitte drei schlanke Pfeiler (besser: drei die Fassade normal durchdringende Wände) hemmungslos empor. Von dieser Bewegung wird das Auge nicht plötzlich und mit unvermittelter Härte erfaßt, sondern sie ist, die Fassade in ganzer Breite überspannend, geschickt von beiden Seiten her in allmählicher Steigerung vorbereitet. Aufstrebende Pfeiler werden gruppenweise von verkröpften wagerechten Gesimsen abgefangen und ringen sich, gleichsam mit immer besserem Erfolg, stufenförmig bis zu der kühnen und freien Bewegung des

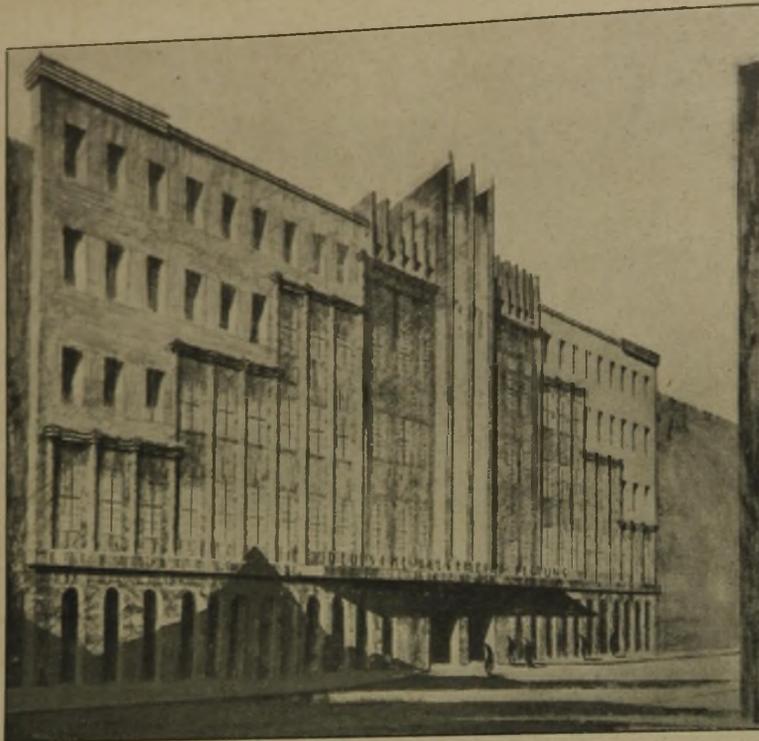


Abb. 5. Ein III. Preis. Verfasser Prof. E. Fahrenkamp - Düsseldorf.

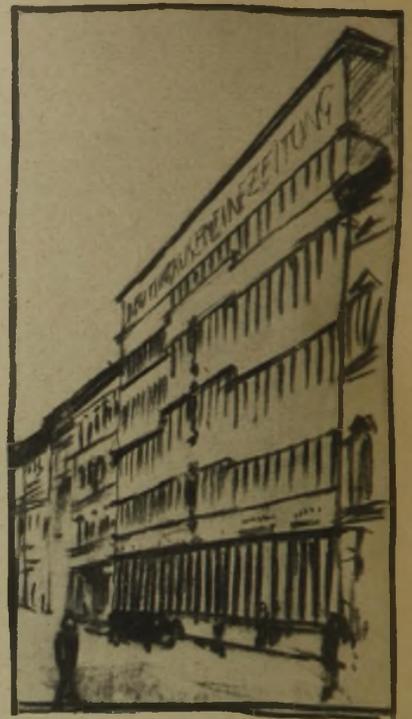


Abb. 6. Schaubild zu Abb. 7.



Abb. 7. Ein II. Preis. Verfasser: Arch. Max Wiederanders u. O. O. Kurz - München.

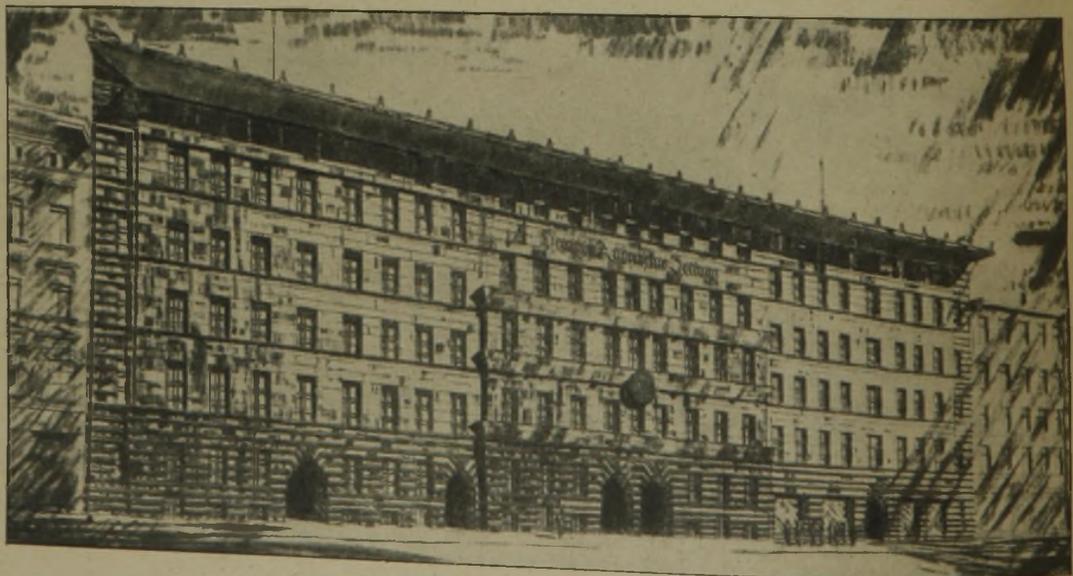


Abb. 8. Ein III. Preis. Verfasser: Arch. Theobald Schöll - Düsseldorf.

Mittelteiles durch, für die wieder das wagerechte Hauptgesims mit Verstärkung an beiden Enden eine wünschens-

werte Gegenbewegung ist. Die Gliederung der Fassade ist eine senkrechte geworden. Das Schwergewicht liegt

in dem dreieckigen Stufenaufbau nach der betonten Mitte hin. Die ganz ungliederten Flächen, die oberhalb liegen, bilden dazu einen eigenartigen und schroffen Gegensatz.

Das alles ist außerordentlich feinerdacht, aber doch immerhin erdacht, weniger empfunden. Eine Vertikalgliederung würde, wie bereits ausgesprochen, dem Gesamtcharakter der Straße schädlich sein. Die Zerreißung der Fläche durch die Stufenlinie ist unbegründet; denn es wird dadurch aus der Fassade eine Hauptpartie willkürlich herausgehoben, für deren Betonung eine innere Berechtigung, etwa durch die besondere Bedeutung der dahinterliegenden Räume, keineswegs vorliegt. Was wir zunächst als Lebendigkeit des architektonischen



Abb. 9 I. Ankauf. Verfasser: Arch. W. Dyck-Düsseldorf.

Man lasse die beiden Entwürfe Fahrenkamp's aufmerksam längere Zeit auf sich wirken, ohne dabei in verstandesmäßig-kritische Erwägungen einzutreten. Mit wachsender Deutlichkeit wird man herausfühlen, wie der zweite Entwurf mehr und mehr an Bedeutung verliert und nur als ein wohlgelungenes, interessantes Formenspiel zu bewerten bleibt, daß dagegen der erste Entwurf auch bei aller Derbheit und Härte künstlerisch etwas zu sagen hat.

Mit je einem zweiten Preis wurden zwei Entwürfe ausgezeichnet, in denen sich die beiden entgegengesetzten Möglichkeiten einer Aufteilung sozusagen in Reinkultur widerspiegeln, und zwar der Entwurf des Arch. Walter Kremer in Duis-



Abb. 10. II. Ankauf. Verfasser: Reg.-Baumeister Steinmetz-Görlitz i. Schl.

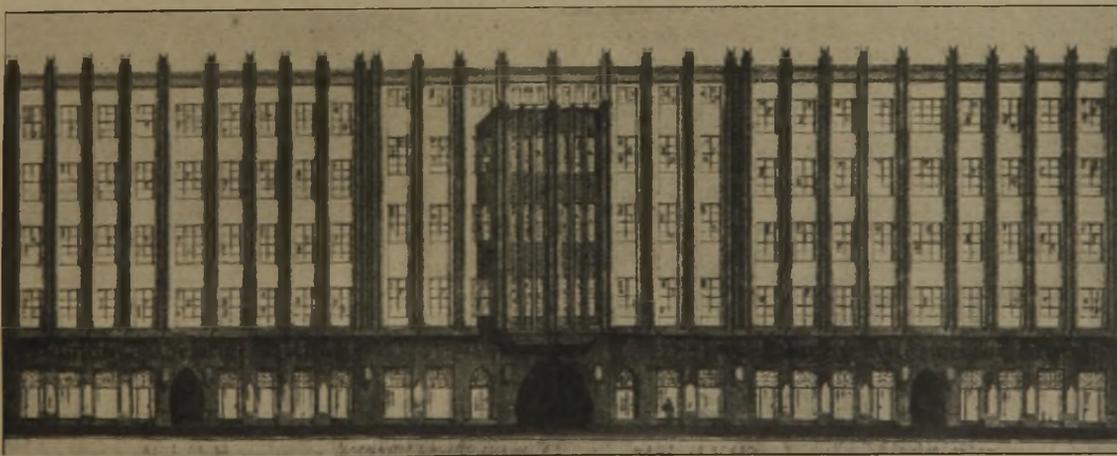


Abb. 11. III. Ankauf. Verfasser: Dipl.-Ing. Otto Firlé-Berlin-Halensee.

Ausdrucks empfinden, bringt auf die Dauer eine unerwünschte Unruhe.

burg-Ruhrort (Abb. 4, S. 559) und der Entwurf von Max Wiederanders und O. O. Kurz-München (Abb. 6 u. 7 auf S. 560).

Kremer führt bei seinem Entwurf einer Backsteinfassade eine strenge Vertikalteilung durch, die gut gelungen ist und eine strenge, männliche Haltung hat. Der Entwurf trägt norddeutsche Prägung. Prismenförmige und durch sämtliche Stockwerke laufende Vorsprünge — je ein Erker in der Mitte des rechten und linken Gebäudes und zwei schwere, den Haupteingang flankierende Pfeiler am mittleren Gebäude — bringen in den gleichmäßigen Vertikalismus der gereihten Achsen die erwünschte Belebung. Ein nur knappes Ansteigen der Umrißlinie in zwei Absätzen genügt schon für eine Betonung der Mitte durch Überhöhung, die auch in diesem Entwurf zur Anwendung kam. Das Wesen des Backsteinbaues ist hier aufs Beste begriffen und ausgenutzt, und an anderer Stelle sähe man diese gute Backsteinfassade sehr gern verwirklicht.

Wiederanders und Kurz haben dagegen mit ihrem Entwurf eine Arbeit geliefert, deren Ausführung ebenso sehr in Erwägung zu ziehen ist wie die mit dem I. Preis ausgezeichnete. Die Verfasser verzichten darauf, die Fassade irgendwie plastisch zu gliedern und die Mitte durch Höherführung herauszuheben. Sie schaffen eine vollkommen glatte Bürofront, die durch Bänder ausschließlich wagerecht gegliedert ist. Eine sehr einfache, aber deutliche Belebung dieser Fassade und gleichzeitig eine gewisse Betonung des mittleren Gebäudes wird dadurch erzielt, daß die Gurtgesimse beim Übergang zum Mittelbau senkrecht nach oben verkröpft werden, um auch über den Mittelbau in gleicher Weise wagerecht hinweggeführt werden zu können. Alle drei Gebäude werden auf gleiche Höhe gebracht und durch ein breites Schriftband mit der Aufschrift „Deutsche Allgemeine Zeitung“ abgeschlossen, das die Gebäude energisch zur gewünschten Einheit zusammenfaßt und in sinnfälliger, einfacher Weise deren Bedeutung und Zweck zum Ausdruck bringt. Ein Blick auf diese schlichte Putzfassade genügt, um uns zu belehren, daß hinter ihren Fenstern nur Schreibstuben sein können. Die Schaubildskizze in Abb. 6 (S. 560) zeigt, daß die verhältnismäßig geringe Überhöhung durch das durchlaufende große Schriftband völlig ausreicht, um dem Ganzen einen monumentalen Zug zu geben, der die drei Gebäude im neuen Gewande zu einem Bürohaus großen Stiles stempelt; und dieses Bürohaus paßt ganz ausgezeichnet in die Wilhelmstraße hinein.

Nach denselben Gesichtspunkten ist der neben der zweiten Arbeit Fahrenkamps mit einem III. Preis ausgezeichnete Entwurf des Arch. Theobald Schöll-Düsseldorf entwickelt (Abb. 8, S. 560); aber, da der Ver-

fasser sich in der Rücksichtnahme auf die Umgebung von historischen Vorbildern aus der italienischen Renaissance nicht frei machen konnte, zeigt das Ergebnis nicht die gleiche Folgerichtigkeit wie der vorige Entwurf. Das Gebäude, das Schöll geschaffen hat, paßt zwar sehr gut in die Wilhelmstraße, aber es hat nicht den völlig überzeugenden Bürohauscharakter, weil es außerdem noch ein italienischer Palazzo ist. Der unter diesen Umständen etwas hilflos wirkende Schriftsatz über dem dritten Stockwerk vermag nichts daran zu ändern. Will man sich in einen bestehenden Straßenzug von einheitlichem Gepräge einpassen, so ist die rein stilistische Angleichung das Unwesentlichste und auf alle Fälle etwas, worauf es nicht ankommt. Der Entwurf Schöll trägt traditionelle Züge; dennoch bleibt er eine sehr beachtenswerte Leistung. Die Zusammenfassung durch das weitausladende Hauptgesims und die umrahmende Rustika ist geschickt, und die Gesanhaltung zeigt ruhige Würde, ein Ergebnis, das jedenfalls nicht mit Notwendigkeit auf die Anlehnung an historische Formen zurückgeführt werden darf.

Die Ankäufe bleiben bereits erheblich hinter dem Niveau der preisgekrönten Arbeiten zurück.

Die an erster Stelle angekaufte Arbeit des Arch. W. Dyck-Düsseldorf (Abb. 9, S. 561) weckt Erinnerungen an Bahnhofsgebäude oder Theater, ist jedenfalls nicht die Verkörperung eines modernen Bürohauses und würde auch, in die Wirklichkeit umgesetzt, nicht in die Umgebung passen, für die sie bestimmt ist. Der Verfasser betont die Mitte sehr stark und schafft eine großzügige Umrißlinie. Das Aufsetzen einer großen geschlossenen Masse auf die vertikal aufgelösten Stockwerke ist nicht gerade sehr glücklich.

An zweiter Stelle wurde die Arbeit des Reg.-Bmstr. Steinmetz-Görlitz (Schlesien) angekauft (Abb. 10, S. 561), die in der Aufteilung und im Aufbau geschickt ist und eine brauchbare Möglichkeit der Lösung zeigt, jedoch im einzelnen noch der Umgestaltung bedarf, da sie in der jetzigen Form trocken und wenig ausdrucksvoll ist.

Ein dritter Ankauf entfiel auf Arch. Dipl.-Ing. Firle-Berlin-Halensee (Abb. 11, S. 561), von dem wir jedoch in früheren Wettbewerben schon bedeutendere Leistungen zu sehen bekommen haben. Sein Entwurf ist vielleicht dadurch bemerkenswert, daß in ihm der große Erker nicht beseitigt wurde und zum Mittelmotiv der neuen Schauseite gemacht ist. Die immer wieder naheliegende vertikale Aufteilung wirkt reichlich gewaltsam und will wahrscheinlich in bewußten Gegensatz zur Umgebung treten. —

Literatur.

Rheinisches Barock von P. Clemen, Leipzig 1924. Verlag von E. A. Secmann. (12 S., 10 Taf.) Kl. 8°. Pr. geb. 2,40 M. —

Dieses Büchlein ist in der Sammlung „Bibliothek der Kunstgeschichte“ als 75. Band erschienen, deren Ziel es ist, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung dem gebildeten Publikum zugänglich zu machen. Der Verfasser beherrscht als langjähriger verdienter Provinzialkonservator der Rheinprovinz den Stoff vollkommen und gibt auf 9 Seiten eine anschauliche Skizze des rheinischen Kunstwollens in der Barockzeit. Zwanzig geschickt ausgewählte, gute Abbildungen ergänzen den Text aufs trefflichste. — Bl.

Personal-Nachrichten.

Ernennungen bei den Staatlichen Museen in Berlin. Der Leiter der kürzlich eröffneten Ostasiatischen Kunst-Abteilung der Berliner Museen, Prof. Dr. Otto Kümmerl, ist zum Direktor bei den Staatlichen Museen ernannt worden. —

Prof. Dr. Kurt Glaser, der an Stelle von Geh. Rt. Peter Jessen die Leitung der Staatlichen Kunstbibliothek übernahm, wurde ebenfalls zum Direktor ernannt. —

Der Nachfolger des Prof. Dr. Kurt Glaser als Kustos am Kupferstichkabinett wurde Dr. Willy Kurth, bisher wissenschaftlicher Hilfsarbeiter dieser Abteilung. —

Auslandsaufträge deutscher Künstler. Architekt Martin Dülfer, Prof. an der Technischen Hochschule in Dresden, ist mit der Erbauung des bulgarischen Nationaltheaters in Sofia beauftragt worden. —

Wettbewerbe.

Einen Wettbewerb zur Gewinnung von Entwürfen für den Neubau eines Zentralschulhauses in Wunsiedel veranstaltete der Stadtrat daselbst mit Frist zum 5. Dezember d. J. unter den in Bayern ansässigen oder geborenen Architekten. Ausgesetzt sind drei Preise von je 3000, 2000 und 1000 M.; weitere Entwürfe können mit je 300 M. angekauft werden. Die Unterlagen sind gegen Einsendung

von 1 G.-M. vom Stadtbauamt Wunsiedel zu beziehen. Bedauerlicherweise fehlen die Angaben über die Zusammensetzung des Preisgerichts. —

Ein Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für ein neues Erzbischöfliches Priesterseminar in Bensburg bei Köln wird vom Erzbischöflichen Stuhl unter den selbstständigen katholischen Architekten der Erzdiözese Köln, die jedoch wenigstens ein Jahr daselbst ansässig sein müssen, mit Frist zum 1. Januar 1925 ausgeschrieben, wobei drei Preise zu je 3000, 2000 und 1000 M. sowie vier Ankäufe für je 500 M. vorgesehen sind. Im Preisgericht Ob.-Brt. u. Geh. Reg.-Rt. Dombaumeister Hertel, Ob.-Brt. Stöck, beide in Köln, und Reg.-, Dom- u. Diözesan-Bmstr. Matern in Paderborn. Die Arbeiten sind beim Erzbischöflichen Generalvikariat in Köln einzureichen, woher vermutlich auch die Unterlagen bezogen werden können. —

Zum Wettbewerb für die Errichtung eines Ehrenmals in der Stadt Leer wird von der ausschreibenden Stelle das Ergebnis mitgeteilt. Danach entfiel der I. Preis auf den Entwurf mit dem Kennwort „Ehrenring“, der II. Preis auf den Entwurf mit dem Kennwort „Delta“, der III. Preis auf den Entwurf mit dem Kennwort „Heilige Halle“. Die Namen der Preisträger sind dabei bisher nicht genannt. —

Chronik.

Ausdehnung des Luftverkehrs mit Rußland. Zwischen Königsberg und Moskau, d. h. auf einer 1200 km langen Strecke, betreibt die „Deutsch-Russische Luftverkehrsgesellschaft“ (Deruluft) einen Flugzeugverkehr, der bereits ganz ansehnliche Ergebnisse zu verzeichnen hat. Im Monat August d. J. haben 51 Streckenpflüge mit zus. 61 000 km Länge stattgefunden, und es wurden dabei 118 Personen, 430 Postsendungen und 5479 kg andere Lasten befördert. Die Strecke erfordert etwa 8 Flugstunden. Als Beispiel für die ungeheure Zeitersparnis gegenüber der Eisenbahnfahrt wird von der Gesellschaft mitgeteilt, daß ein Russe kürzlich die Strecke zum 50. Mal durchfahren hat. Er hat dafür nur 400 Stunden aufgewendet, während die Eisenbahnfahrt 115 Reisetage benötigt hätte. Es sind also fast 100 Reisetage erspart worden, ein nicht zu unterschätzender Vorteil. —

* BAUWIRTSCHAFTS- UND * * BAURECHTSFRAGEN *

Bau und Verwaltung von Wohnungen durch die Stadt oder die private Wirtschaft.

Von C. J. Mangner, Architekt B. D. A. Barmen.



Erst in der Kriegs- und Nachkriegszeit ist diese Frage Gegenstand vielfacher Erörterung geworden. Bis dahin war es selbstverständliche Aufgabe der privaten Bauwirtschaft, für einen Ausgleich von Angebot und Nachfrage auf dem Wohnungsmarkt zu sorgen. Im Kriege aber wurde der Wohnungsbau infolge des Bauverbotes teilweise der freien Wirtschaft entzogen und städtischer, bzw. staatlicher Verwaltung unterstellt. Das manche berechnete Gründe zu diesem Vorgehen vorhanden waren, soll nicht verkannt werden. Wurde doch durch die Unsicherheit der Verhältnisse, vielleicht auch Mangel an genügender Weitsicht, mancher private Bauherr von einem beabsichtigten Neubau abgehalten, wodurch notgedrungen auf die Dauer ein Mangel an Wohnungen entstehen mußte. Wieweit die Städte in ihren Versuchen, diesem Übelstand vorzubeugen oder ihn wenigstens einzuschränken, Erfolg gehabt haben, möge dahin gestellt bleiben. Der gute Wille soll ihnen wenigstens nicht abgesprochen werden. Die augenblickliche Wohnungsnot und die immer wachsende Unzufriedenheit mit der Wohnungszwangswirtschaft stellen allerdings der städtischen Tätigkeit kein günstiges Zeugnis aus. Abgesehen von den vielen Schwierigkeiten, mit denen die Bautätigkeit in der letzten Zeit zu kämpfen hatte, bestehen doch eine solche Anzahl von Mißständen im Wohnungswesen, dem Wohnungsbau sowohl wie der Verwaltung, daß man zu dem Schluß kommen muß, daß beides nicht in berufener Hand liegt. Von vielen Seiten, nicht zuletzt von der Architekten-schaft wurde denn auch schon lange auf all die Fehler und Mängel hingewiesen, ohne daß bisher jedoch eine Änderung erreicht werden konnte.

Höchst interessant sind die Ausführungen des Stadtbaurat Dr.-Ing. Althoff, Frankfurt a. d. Oder, in der „Deutschen Bauzeitung“ Nr. 69 vom 27. 8., in denen aus dem Kreis der Stadtverwaltung selbst die städtische Verwaltung als ungeeignet für den Wohnungsbau und die Wohnungsverwaltung bezeichnet wird. Klar und deutlich sind hier alle Nachteile der städteigenen Wohnungsbauten und ihrer Verwaltung durch die Stadt (größere Kosten, schwerfälliger Apparat usw.) angeführt. Ich verweise deshalb im einzelnen auf diesen Artikel. Als Besonderheit aber möchte ich hervorheben, daß man in Frankfurt a. d. Oder einen Ausweg aus diesen Schwierigkeiten gesucht und in der Verwaltung und dem Bau städtischer Wohnungen durch die kommunale G. m. b. H. gefunden zu haben glaubt. Die kommunale G. m. b. H. ist ihrem Wesen nach eine gemeinnützige Gesellschaft, d. h. sie arbeitet nicht nach dem privatwirtschaftlichen Erwerbsprinzip, ein etwaiger Gewinn darf nur wieder im Interesse des Wohnungsbaues verwendet werden. In Anlehnung an das kaufmännische Unternehmen hat die kommunale G. m. b. H. einen selbständig handelnden Geschäftsführer, wodurch einer der größten Nachteile städtischer Geschäftstätigkeit: äußerst schwerfällige Entschlußfassung infolge der vielfachen Instanzen, fortfällt. Die kommunale G. m. b. H. mit ihrer Verbindung des gemeinnützigen mit dem privatwirtschaftlichen Prinzip muß also gegenüber der rein städtischen

Verwaltung des Wohnungswesens unbedingt als ein Fortschritt angesehen werden. Jedoch bleibt noch immer ein Übelstand. Wohl kann der Geschäftsführer der kommunalen G. m. b. H. innerhalb seines Aufgabenbereiches selbständig handeln und auch kleinere Verträge abschließen; aber immer ist er nur ein Angestellter der Gesellschaft, und als solcher wird und kann er auch nur soweit deren Interessen vertreten, als er es seinem Pflichtbewußtsein entsprechend für nötig erachtet.

Anders liegen die Verhältnisse, wenn Bau und Verwaltung der Wohnungen sich in Händen eines privaten Bauherrn oder gemeinnütziger Baugenossenschaften, unterstützt von einem tüchtigen Architekten, befinden. Das Vertreten eigener Interessen, der Umstand, daß sie selbst Vorteile oder Nachteile haben werden, werden diese Wohnungsbauunternehmer zu rentabelster Geschäftstätigkeit veranlassen. Sie werden bei einem Hausbau nur die tüchtigsten Kräfte heranziehen ohne Rücksicht auf parteiliche oder sonstige Beziehungen, lediglich unter dem Gesichtspunkt größter Leistungsfähigkeit, da sie ja aus eigener Tasche die Kosten zu tragen haben. Das ökonomische Prinzip, d. h. mit den geringsten Mitteln den größtmöglichen Erfolg zu erzielen, wird für sie maßgebend sein.

Aber nicht nur beim Bau der Wohnungen wird auf diese Weise mit größter Sparsamkeit Vorzügliches geleistet, sondern auch die Verwaltung der Wohnungen durch den Privatmann wird sich billiger gestalten, als wenn sie in Händen der Stadt liegt. Die Vorteile, wie leichtere und schnellere Einziehbarkeit der Mieten, größere Elastizität bei Abschlüssen von Verträgen, die Stadtbaurat Dr. Althoff schon für die kommunale G. m. b. H. gegenüber der rein städtischen Verwaltung anführt, gelten in weit größerem Maße für Bau und Verwaltung der Wohnungen durch den privaten Hausbesitzer. Wie viel leichter ist es für ihn als einzelnen Vertragsgegner, auf seine Mieter einzuwirken, sorgfältige Behandlung der Wohnungen zu verlangen, um so die Reparaturen auf ein Mindestmaß zu beschränken; abgesehen davon, daß auch die Mieter ihrerseits viel mehr mit ihren Wünschen zurückhalten werden, wenn sie wissen, daß nicht der große Geldbeutel der Stadt die Kosten tragen wird. Von den mancherlei anderen Vorzügen, die noch anzuführen wären, sei nur der auch von Althoff genannte erwähnt, daß bei dem Wohnungsbau in der freien Wirtschaft eine viel größere Mannigfaltigkeit im Bau der Häuser ermöglicht wird, als bei den meist schablonenmäßig errichteten städteigenen Bauten. Also auch vom künstlerischen Standpunkt betrachtet, ist dem privatwirtschaftlichen Wohnungsbau der Vorzug zu geben.

Die städtische Verwaltung wird das ihr einmal eingeräumte Feld nicht ohn Widerstand räumen, und zwar meist aus falscher Rücksichtnahme auf persönliche Interessen. Doch dürfen solche Gründe in einer Angelegenheit von so weittragender Bedeutung nicht maßgebend sein, und es kann daher nicht oft und eindringlich genug verlangt werden: fort mit städtischem Wohnungsbau und städtischer Wohnungsverwaltung! Beides sind Aufgaben der freien Wirtschaft, und nur sie kann diese Pflichten zum größtmöglichen Wohle der Gesamtheit erfüllen. —

XIV. Hauptversammlung des Beton- und Tiefbau-Arbeitgeber-Verbandes E. V. und VI. Hauptversammlung des Beton- und Tiefbau-Wirtschaftsverbandes E. V.



Vom 16. bis 18. Sept. d. J. fanden in Hamburg die Hauptversammlungen der beiden genannten Verbände statt, auf denen wichtige Fragen des Bauwesens zur Verhandlung kamen. Die allgemeine wirtschaftliche Lage dieser Zweige der Bauwirtschaft beleuchteten die nachstehenden Ausführungen:

Schon gegen Ende der Inflationszeit im August und September vorigen Jahres waren die Bauten des Beton- und Tiefbaues in weitem Umfange wegen Mangels an Geldern zum Stillstand gekommen. Seit der Stabilisierung schienen zahlreiche schwebende Bauprojekte auf eine Besserung i. J. 1924 hinzudeuten, aber kaum 2 v. H. der Bauvorhaben wurden in Auftrag gegeben. Das Leitmotiv der Beratungen der Verbände war daher das Streben, zu

einer Belebung, Verbilligung und Verbesserung der bau-gewerblichen Produktion zu gelangen. Diesem Ziel begegnen heute Hemmnisse wirtschaftlicher und sozial-politischer Natur.

I. J. 1923 hatte der Tarifgedanke für das Gebiet der Bauausführungen seinen Höhepunkt erreicht. Fünf Reichstarifverträge, für Poliere, für Schachtmeister, für technische und kaufmännische Angestellte waren als Rahmenverträge in Kraft, in den Bezirken durch Bezirks-tarifverträge ergänzt. Wenn heute, nachdem Ende März 1924 der Reichstarifvertrag für das Baugewerbe (für Arbeiter) abgelaufen und bis jetzt nicht erneuert worden ist, der Tarifgedanke einen harten Stoß erlitten hat, so ist daran, sonderbar genug, ein Eingriff der Regierung schuld, der eigentlich dazu bestimmt war, den Tarifgedanken zu

